

"Wie man heute schreibt"

Autor(en): **Marti, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„WIE MAN HEUTE SCHREIBT“

Man kann mit Heinrich Eggenberger (2. Heft von *Wissen und Leben*) einig sein, dass heute viel in schlechtem Stile geschrieben wird und kann sich doch ablehnend gegen seine Abhandlung verhalten.

Wenn man zwar vernimmt, was für schwere Kanonen hinter dem forschenden Reiter stehen, so schwankt der Mut zum vorn herein; denn Schopenhauer und Nietzsche sind gefährliche Menschen, seitdem man sie für alles zu gebrauchen gelernt hat. Aber sogleich beruhigt man sich bei dem Sätzlein: «Sollte ich Dummheiten auftischen, so sind sie von mir.» Man fragt sich: Sollte der Mann so bescheiden sein? Oder ist es ihm ernst? Sollte er dann nicht noch ein Weilchen warten, etwa acht Tage, bis er seiner Sache sicher ist? Nachdenklich schweift das Auge auf die fette Überschrift: «Wie man heute schreibt ...» Heiß! eben hat er es gesagt: nach dem alten Rezept, das schon Sokrates durchschaute, in einer Art Mania, ohne Sicherheit oder ohne Ernst. Man schreibt auch über Stilfragen, ohne Wort für Wort zu prüfen, sonst würde man nicht beständig Wahrheit mit Wahrhaftigkeit verwechseln. Er gibt dem Willen schuld für den schlechten Stil; man ahnt, dass er den schönen Satz aufstellen will, Stilfragen seien sittliche Fragen. Aber statt dass von Willensqualitäten die Rede wäre, wird der Wille pfundweis bemessen: Ein großes Quantum Willen zur Macht schafft guten Stil. Doch gleich flötet etwas hinein — Atavismus aus einer Zeit, da man sittliche Qualitäten anerkannte —: man schreibt schlecht, heißt bündig: man lügt. Doch mit dem Lügen kann's nicht so ernst gemeint sein, denn: «man ist ... solange ... zu lügen gezwungen, als man ungenügende, falsche, verschwommene Vorstellungen hat.» Was ist das für ein harmloses Lügen! Ich schlage ein weniger gewichtiges Wörtlein vor, etwa schwadronieren. Und wenn man wie H. E. auf ein paar Seiten viele erledigen will, auch solche, die man nicht kennt (S. 118), so vergreift man sich gar leicht und wird in seinem Spotte selbst lächerlich. So verwundert sich H. E. darüber, dass es noch keinem neuen Stilkünstler eingefallen sei, das einfache «tot» mit «tot, tot, tot» zu steigern. Auch schon dagewesen! Man sehe bei Shakespeare, *Romeo und Julia*, IV. Akt, 5. Szene nach und lache entweder über Shakespeare oder die Gräfin oder unvorsichtige Kritiker.

Doch es ist undankbar, als Erklärer den Aufsatz des H. E. in dieser Weise zu verfolgen. Der Verstand steht einem fast still, wenn man zusehen muss, wie ästhetische, logische, ethische und weiß kein Mensch was für Sphären durcheinanderpurzeln, ohne dass der Autor eine Ahnung davon hat. Wer zu lesen versteht, wird nicht ohne Ironie H. E. beipflichten: unsreiner soll sauber darauf achten, dass er scharf geprägte Worte und ihre Bedeutung recht verstehe und recht gebrauche.

Aber gehen wir zur Hauptsache über. Der Ton hat bereits verraten, dass ein theologisches Hühnlein gerupft werden soll. Denn wenn so nebenbei von H. E. «die herrschenden Religionen der Nächstenliebe und verwandte naturwidrige Forderungen», «die christliche Feigheit», «die Idee des persönlichen Gottes», «altgewohnte Ideen und Begriffe (z. B. Ethik und Sittlichkeit)» für

die Verlogenheit oder Unsauberkeit der heutigen Schreibart mitverantwortlich gemacht werden, so verdient das, dass man Behauptung und Gründe prüft.

Es ist erfreulich, dass H. E. die tiefen Gründe des Übels in der verworrenen geistigen Lage sucht. Sie ist, wenn ich ihn recht verstehe, von zwei Tatsachen beherrscht. Einerseits « ist das Fundament der alten Weltauffassung, der Glaube an etwas Feststehendes, auseinandergebrochen », andererseits sprießt zwischen kümmerlich feststehenden Resten des Baues « wild und kraftvoll das Neue empor ». Behaften wir ihn bei diesem Bild, denn Bilder sollen verdeutlichen. Was brach zusammen? — Ein Bau. — Was schießt empor? — « Junge Bäume. » — H. E. scheint es mit den Bäumen zu haben. Das ist seine Sache. Ich aber kann eine Alternative zwischen einem Gebäude und Bäumen nicht anerkennen.

Aber die Sache wird vielleicht ohne Bild klarer. H. E. nennt das Wesen, dem seine Sympathie gilt, den « Willen zur Macht ». Er wird wohl auch zufrieden sein, wenn ich dieses « Neue » mit einer heute gebräuchlichen Wendung « Leben » nenne. Dieses « Leben », dieser « Wille zur Macht », heißt es dann, « ist eigentlich unwiderlegbar ». Die Entdeckung dieses Faktums soll nun eine so durchaus neue Weltanschauung begründet haben, dass altgewohnte Begriffe wie Gott und Sittlichkeit schlechterdings nicht mehr zu halten sind. Was soll man dazu sagen? Du liebe, sehr geschwinde Logik! oder sancta simplicitas! Welches von beiden? « Ich habe mächtige, unwiderlegbare Tatsachen genannt », wird H. E. antworten. So sei die Frage erlaubt: Meinen Sie, dass jene Männer, die Sie so nett mit « gutem Glauben oder ehrlicher Unwissenheit » entschuldigen, wirklich so weltverlassen gewesen seien, dass sie nichts vom Willen zur Macht und dergleichen Abraxas gewusst hätten? Nehmen Sie einmal ein Bilderbuch zur Hand, schauen Sie den Kopf eines Dante, Calvin, Lessing oder Michelangelo an! Fragen Sie sich, ob die wohl vom Mond herabgekommen seien, ob nicht ihre Stirnen zeigen, dass sie auch etwas mit wild aufschießendem Lebenswillen zu tun hatten. Sie haben ihn nur anders genannt, Trieb oder Welt, Leidenschaft oder Instinkt, ja selbst böser Wille. Diese dämonische vis vitalis, die sie wahrhaftig in sich erkannten, haben sie gebeugt unter Gesetze, Normen, Ideen, unter das, was sie den Geist nannten. Sie haben sich zum Schlachtgebiet zwischen « Willen zur Macht » und « Freiheit » werden lassen. Sie haben die Tatsächlichkeit dessen, was heute großartig « das Neue » genannt wird, auch gekannt; sie haben ernster als wir gewusst, dass das, was man jetzt verächtlich altgewohnte Ideen nennt, beständig vom Geist der Quantität, vom Willen zur Macht, in Frage gestellt wird. Einige haben dem grotesk so Ausdruck gegeben, dass der Teufel ein ernstlicher Widersacher Gottes sei. Doch noch mehr erfuhren sie an sich und um sich das Gegenteil, dass diese « Ideen » diese Welt bedrohen und die « Tatsachen » in Frage stellen. Sie wussten tiefer als wir, dass man « grundsätzlich widersprechende Dinge nicht unter einen Hut bringen kann ».

Aber heute ist ja alles anders geworden als in jenen zopfigen Zeiten. In der Tat ist das, was jene « Welt » nannten, selbstbewusster geworden. Es maßt sich an, durch Anhäufung und Massenhaftigkeit selber Geist zu werden oder schon zu sein. Wir sind doch dank dieser Erfindung sehr weit davon entfernt,

dass unsere Erde zu einem Altersasyl von niedagewesener Langeweile geworden ist, auch nicht so weit, dass es schwer wird, ein Hallunke zu sein (S. 123).

Freilich kann H. E. historisch darin Recht bekommen, dass nun wirklich « die naturwidrigen Forderungen des Christentums » erledigt sind. Er scheint mit einer Übergangszeit von etwa hundert Jahren zu rechnen. So kann man alt werden und braucht nie Angst zu haben, man werde so bald widerlegt. Aber er meine nicht, dem Christentum und seiner Ethik den Todesstoß zu versetzen, wenn er ihnen an den Kopf wirft, dass sie naturwidrig seien. Das wollen sie sein, sie haben Anlass, jedem zu danken, der sie als ein Skandalon, ein Ärgernis hinstellt. Man hat lange genug das Christentum verfälscht, weil man sich der Mühe enthob, es anzusehen. Die gewollte Spannung mit der Welt wegzudisputieren, war allerdings etwas wie Feigheit. Das Christentum hätte zu klagen, weil man alles Mögliche und Unmögliche mit seinem Namen zeichnete und sogar behauptete, es sei nun verwirklicht.

So denkt, schreibt und redet man heute; d. h. man denkt sehr wenig und wirft schwip — schwap alles unter den Tisch, auch was man nicht kennt. Immer so gut man es versteht, o man braucht nur ehrlich und rückhaltlos etwas zu meinen, mit einem gehörigen Quantum Willen zur Macht — hu! bricht eine neue Zeit oder gar ein Äon an, zum Beispiel der, in welchem man « die größten Dummheiten im besten Stile von sich gibt » (S. 118).

Wir sind ja daran, die naturwidrige Nächstenliebe dahin zu jagen, woher sie kommt, natürlich nicht zum Teufel, sondern in den noch immer sehr fernen Himmel. Dann wird man auf Erden in einem Stile leben, den H. E. dank der langen Übergangszeit doch nicht rein mitmachen muss. Andere tragen vielleicht ein wenig dazu bei, diesen Stil am Kommen zu verhindern, indem sie einsehen, dass das Christentum noch nie auf Erden geherrscht hat. Am allerwenigsten darf man es verantwortlich machen für den politischen, gesellschaftlichen, literarischen Stil unserer leidvollen Tage. Nüchterne Moral: Wir werden besser reden und schreiben, sobald wir besser schweigen gelernt haben.

INNERTKIRCHEN

P. MARTI



KÜNSTLER UND KUNSTHISTORIKER

Das neue Raffaelbuch von Wilhelm Stein.¹⁾

Krieg, Revolution und Staatenzusammenbruch haben als gute Folge zweifellos eine Befreiung des in flacher Tradition oder in mechanisierter wissenschaftlicher Erkenntnis verstrickten künstlerischen Geistes gehabt. Schon sieht man deutlicher, wie der freigewordene, doch irrend suchende und alles versuchende Künstler sich an geistige Zentren zu binden bemüht ist, zum Gedeihen oder völligen Untergang. In diesem Tasten erscheint als heilsamer Wink ein Buch über jenen Maler, der bis auf den heutigen Tag als Rätsel und Geheimnis vor jedem Künstler auftaucht, vielleicht im Augenblick weniger durch die ihm

¹⁾ *Raffael* von Wilhelm Stein, bei Georg Bondi, Berlin, 1923.